

WILHELM ZAUNER

Christsein im neuen Europa

Der „Fall der Mauern“ in Europa hat auch für die Kirche eine neue Situation geschaffen. Die Entwicklung eines Programms der Neu-Evangelisierung bedarf der pastoralen Phantasie aller Mitarbeiter. Sie müssen sich von den Haltungen und Methoden leiten lassen, die das II. Vatikanische Konzil bestimmt haben. — Der Autor ist Pastoraltheologe an der Kath.-Theol. Fakultät Linz. (Redaktion)

In unserem Jahrhundert schien die Bedeutung Europas mehr und mehr zu schwinden. Zumindest seit Beendigung des Zweiten Weltkriegs hatte es den Anschein, daß die Dimensionen der Zukunft nicht mehr von Europa aus vermessen werden und daß die großen Entscheidungen für die Weltgeschichte eher in Amerika oder in Asien fallen werden. Der Missionswissenschaftler Walter Bühlmann vertrat mit vielen anderen die Ansicht, daß sich auch die Zukunft der Kirche nicht in Europa, sondern in der südlichen Hemisphäre ereignen werde.¹

Wir sind gegenwärtig Zeugen einer Entwicklung in Europa, die niemand vorausgesehen und vorausgesagt hat. Der „Ostblock“ hat sich aufgelöst, politische und wirtschaftliche Systeme sind lautlos in sich zusammengefallen, der eiserne Vorhang wurde hinweggefeht wie Zeitungspapier vom Wind. Deutschland ist wieder ein „einig Vaterland“. Programme wirtschaftlicher, kultureller und religiöser Zusammenarbeit werden entwickelt. Der Tourismus von Ost nach West und umgekehrt ist sprunghaft angestiegen.

Niemand kann heute sagen, wie Europa in fünf oder zehn Jahren aussehen wird, wie die wirtschaftlichen Zusammenschlüsse und die politische Zusammenarbeit gelingen werden, wohin der kulturelle Austausch führt. Eines jedoch erscheint als sicher: Europa wird pluralistisch sein.

Es wird nicht ein einzelnes Organ in dieser Gesellschaft geben, das allein Maßstäbe setzen kann, keine einzelne Institution, die ihr Wertsystem dem ganzen Kontinent aufzwingen kann, keine einheitliche philosophische oder religiöse Ideologie, die ganz Europa steuern könnte. Europa wird pluralistisch sein, und wir haben uns zu fragen, was Christsein in einem pluralistischen Europa heißen könnte.

I. Die Gorbatschow'sche Wende

Man muß wohl weit in der Geschichte zurückgehen, um eine kirchengeschichtliche Situation zu finden, die der heutigen vergleichbar ist. Ich denke an die Religionspolitik der römischen Kaiser im 4. Jahrhundert. Konstantin hat die Verfolgung der Christen eingestellt und das Christentum in das römische Imperium integriert. Die Bischöfe wurden Reichsbeamte und Militärtribunen, sie erhielten als solche staatliche Privilegien und Titel. Kaiserliche Architekten bauten Kirchen und Paläste und die christlichen Gemeinden wurden von Taufbewerbern überschwemmt. Man nennt diese schlagartige Veränderung der Situation für das Christentum die Konstantinische Wende. Die Kirche war darauf nicht vorbereitet. Sie mußte sich nicht nur in alle Eile neu orga-

¹ W. Bühlmann, *Wo der Glaube lebt*, Freiburg 1974.

nisieren und Institutionen schaffen, um die neuen Aufgaben bewältigen zu können. Die neue Freiheit hat auch den innerkirchlichen Auseinandersetzungen neue Dimensionen verschafft und es gelang nur mit Hilfe des Kaisers, spalterische Gruppen wie Donatisten oder Arianer in Schach zu halten. Der Einfluß der Kirche wuchs dennoch so rasch, daß Kaiser Theodosius im Jahre 380 das Christentum zur Staatsreligion erklärte.

Einiges von der damaligen Situation ist mit der heutigen vergleichbar. Die Unterdrückung der Kirche in den ehemals kommunistischen Staaten hat schlagartig aufgehört. Eine ganze Reihe neuer Bischöfe konnte ungehindert durch den Staat nach den Vorstellungen der Kirche ernannt werden. Kirchliche Gebäude und andere Besitzungen werden zurückgegeben, Priesterseminare werden verlegt oder neu eingerichtet, die Bibliotheken werden aufgefüllt, die kirchliche Organisation wird erneuert. Eine Ursache dieser ganzen Entwicklung ist die Religionspolitik Gorbatschows, und ich kann mir vorstellen, daß man die gegenwärtige Periode später (analog der Konstantinischen) als die Gorbatschow'sche Wende bezeichnen wird.

Bei jeder Analogie gibt es Ähnliches und Unähnliches, Vergleichbares und Nichtvergleichbares. Vergleichbar erscheinen mir die schlagartige Beendigung einer länger dauernden Unterdrückung und das Eintreten einer großräumigen neuen Situation für die Kirche und ihr Wirken. Vergleichbar ist der plötzliche Wegfall negativer Stützen für die Kirche, die sich aus einer Protesthaltung gegen die Verfolgung ergeben. Der starke Druck von außen ist gewichen, der auch die innere Einheit gestützt, die Einheitlichkeit gefördert und Veränderungen erschwert hat. Vergleichbar ist auch, daß beide Wenden aus einer pragmatischen Religionspolitik hervorgegangen sind, die sich aus staatspolitischen Gründen bzw. aus wirtschaft-

lichen Zusammenbrüchen ergeben hat. Weder Konstantin noch Gorbatschow haben sich bekehrt, wenngleich dieser schon als Kind getauft wurde und jener sich noch auf dem Totenbett taufen ließ. Weder das römische Imperium wollte sich bekehren noch hat sich die Sowjetunion „bekehrt“. In beiden Fällen hat das Christentum zwar einen großen und keineswegs zu unterschätzenden Anteil an den Veränderungen gehabt. Bei beiden Wenden geht es aber nicht um religiöse Bewegungen, sondern um das politische oder wirtschaftliche Überleben von Staaten. Die Kirchen liefern für die große Perestroika einen Glaubwürdigkeitsbonus, weil sie dem früheren System einigermaßen widerstanden haben und weil sie für humane Werte eintreten, die auch die neuen politischen Kräfte verwirklichen wollen.

Die gegenwärtige Entwicklung wird jedoch sicher nicht zu einer neuen Deklaration des Christentums als Staatsreligion führen. Es wird nicht mehr zu einer Verschmelzung von Kirche und Staat und damit zur Ausbildung eines „neuen Mittelalters“ kommen. In den politischen und religiösen Kräften stehen sich zwei Partner gegenüber, die verschieden orientiert sind, und das, wie wir heute glauben, mit vollem Recht und gutem Grund. Jeder der beiden Partner meint aber, den anderen für das Erreichen seiner Ziele benutzen zu können. Die Frage wird sein, wieweit sie sich miteinander verbünden können. Die neuen politischen Kräfte suchen nicht die Religion, sondern sie suchen technologische und humane Lösungen für das wirtschaftliche und soziale Leben. Sie erwarten durchaus auch einen Beitrag der Kirchen, aber nicht komplette Pläne für die Architektur der neuen Gesellschaft. Sie suchen bei den Kirchen eine Unterstützung für die Begründung und Durchsetzung ihrer Werte, sie lassen sich aber nicht von ihnen ein Wertsystem vorgeben oder

vorschreiben. Das neue Europa wird pluralistisch sein.

II. Die Rolle der Kirche im neuen Europa

Im neuen Europa haben einige frühere Konzepte kirchlichen Lebens und Wirkens keine Chance mehr. Die Kirche soll nach der Vorstellung des II. Vatikanums Sakrament und Instrument der Einheit der Menschen untereinander und mit Gott sein. Das heißt aber nicht, daß sie jetzt ihre alten Instrumente wieder auspacken kann, sondern sie muß sich als Instrument selbst weiterentwickeln. Ausgedient hat etwa das Konzept des *politischen Katholizismus*. Der Weltauftrag der Christen kann nicht mehr von Obrigkeit zu Obrigkeit ausgehandelt und erfüllt werden. Das neue Europa wird keinen Kaiser haben, der vom Papst gekrönt wird, der das weltliche Schwert als Lehen der Kirche entgegennimmt und für sie führt. Es wird keine Fürsten haben, die mit den Bischöfen rivalisieren oder als „Fürstbischöfe“ beide Gewalten in sich vereinen.

Ohne Chancen erscheint auch das *Konzept christlicher Parteien* oder die Schaffung kirchlicher Vorfeldorganisationen für die Politik. Der politische Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts hat ausgedient. Die Kirche darf nicht nach dem Modell einer Aktiengesellschaft handeln, bei der man das Sagen hat, wenn man 51 Prozent der Aktien erwirbt.

Ausgedient haben aber wohl auch *fundamentalistische Konzepte* des Rückzugs in Reservate, in denen sich noch eine heile katholische Welt aufbauen läßt. Hier ist nicht nur zu warnen vor Geheimbünden, die Kontakt zu Spitzenkräften aus Wirtschaft, Politik und Kultur suchen und auf

diese Weise der Kirche oder wenigstens sich selbst Geltung verschaffen wollen. Es ist auch zu warnen vor dem fundamentalistischen Konzept der totalen Gemeinde und der Regression kirchlicher Organisation in ihre frühe Kindheit, d. h. in frühchristliche Formen, für die heute die gesellschaftlichen Voraussetzungen fehlen.²

Ausgedient hat auch das Konzept *katholischer Geschlossenheit*, das Konzept einer Kirche, die stark sein will durch Disziplinierung und unkritischen Gehorsam ihrer Mitglieder statt durch deren Überzeugung und Gewissensurteil.

Die Frage ist heute: Wie kommen wir zu einem neuen Konzept für das Handeln und Verhalten der Kirche auf allen Ebenen, und was heißt Christsein im pluralistischen Europa? Wir kommen bei der Behandlung dieser Frage nicht am II. Vatikanischen Konzil vorbei. Wenn auch das Schiff der Kirche seit diesem dreijährigen Aufenthalt in der Werft schon wieder viele Seemeilen zurückgelegt hat, wenn auch seither viele neue Fragen aufgetaucht sind, so besteht doch kein Zweifel, daß dieses Konzil Aussagen gemacht und Inhalte formuliert hat, die uns heute sehr hilfreich sind. Ebenso wichtig erscheint mir freilich die Betrachtung des Konzils als Ereignis und die Beachtung der Methode, mit der das Konzil an die jeweiligen Fragen herangegangen und zu seinen Aussagen gekommen ist. Die Anknüpfung an dieses Verständnis vom Handeln und Verhalten der Kirche sowie die Anwendung dieser Kriterien und Methoden scheint mir für die Bewältigung der gegenwärtigen Aufgaben, etwa die Entwicklung eines Programms der Neuevangelisierung Europas, von besonderer Bedeutung zu sein.³ Ich möchte daher in

² Ich denke hier auch an die Forderung „Brudergemeinde als Pastoralprinzip“, wie sie z. B. Kurt Gartner erhebt (K. Gartner, Lieber Bruder Bischof, Freiburg 1989).

³ Vgl. W. Zauner, Evangelisierung und Neu-Evangelisierung, in: ThPQ 138 (1990) 49–56.

Erinnerung rufen, wie sich auf diesem Konzil Kirche ereignet hat.

1. Kirche als Lerngemeinschaft

Papst Johannes XXIII., der das Konzil einberufen hat, hatte natürlich gewisse Vorstellungen von dem, was dabei herauskommen soll. Das Konzil ist aber in vieler Hinsicht ganz anders verlaufen, als es sich der Papst vorgestellt hatte. Es entwickelte eine Eigendynamik, mit der niemand gerechnet hatte. Es begann ein gewaltiger gemeinsamer Lernprozeß von Bischöfen und Fachtheologen, in den auch Vertreter anderer Kirchen einbezogen wurden. Am meisten lernte der Papst. Er überwand rasch manche von den recht engen Auffassungen, die er noch bei der römischen Synode, die als Probe für das Konzil gedacht war, vertreten hatte. Diese großartige Lernbereitschaft des so erfahrenen, weisen und alten Mannes war neben seiner warmherzigen Natürlichkeit der Hauptgrund für die außerordentliche Beliebtheit dieses Papstes. Nicht daß er alles gewußt und immer richtig gesehen hätte, brachte ihm diese große Wertschätzung ein, sondern daß er so viel zu lernen bereit war.

Dieser gewaltige Lernprozeß des Konzils hat sich spontan in vielen Diözesen fortgesetzt. Man hielt Synoden ab, die keineswegs nur der Durchführung der Dekrete des II. Vatikanums im eigenen Kirchengebiet dienen sollten. Sie verliefen vielmehr nach demselben Prinzip wie das Konzil selbst. Sie waren Vorgänge gemeinsamen Lernens, deren Thematik sich aus der jeweiligen Situation und dem Lernprozeß selbst ergab. Der Impuls gemeinsamen Lernens reichte in die einzelnen Pfarreien hinein und schuf sich in den Pfarrgemeinderäten ein eigenes Instrument.

Das „Prinzip Lerngemeinschaft“ erscheint heute von geradezu providentieller Bedeutung. Die Entwicklung geeigneter Lebensformen für die Kirche im neuen Europa ist nicht auf dem Verordnungsweg möglich. Das Programm einer Neuevangelisierung kann nicht von einigen Fachleuten entworfen und dann über den „kirchlichen Apparat“ durchgeführt werden. Die Kirche wird ihren Weg im pluralistischen Europa nur in einem charismatischen Austausch finden, an dem sich alle Mitarbeiter auf ihre Weise beteiligen. Institutionelles Vorbild für diesen Austausch und Lernprozeß müßte die vom Konzil intendierte Kollegialität der Kirchenverfassung sein. Papst Johannes Paul I. hat dazu gesagt: „Ich habe nicht im Sinn, die Autonomie und Autorität der örtlichen Episkopate zu stören oder zu mindern. Als der ältere Bruder der Bischöfe schulde ich ihnen große Ehrfurcht. Die Kollegialität zwischen Papst und Bischöfen wird zum Prüfstein und Siegel der Katholizität.“⁴

2. Kirche ist Glaubensgemeinschaft

In der Kirchenkonstitution (Art. 12) des II. Vatikanums heißt es:

„Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben (vgl. 1 Joh 2, 20. 27), kann im Glauben nicht irren. Und diese ihre besondere Eigenschaft macht sie durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes dann kund, wenn sie von den Bischöfen bis zu den letzten gläubigen Laien ihre allgemeine Übereinstimmung in Sachen des Glaubens und der Sitten äußert.“⁵

Das heißt mit anderen Worten: Der Glaube und die Glaubenserfahrung eines jeden einzelnen Gläubigen sind für den Glauben und das Glaubensbewußtsein der ganzen Kirche wichtig. Der Glaube ist nicht eine sterile Doktrin, die von den Amtsträgern der Kirche verwaltet und verabreicht

⁴ Vgl. Camillo Bassoto, *Il mio cuore è ancora a Venezia*, 1990, 127.

⁵ Die Kongregation für die Glaubenslehre bringt im Art. 4 ihrer „Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen“ (1990) dieses Zitat ausdrücklich in Erinnerung.

wird, sondern er wird von Gott immer neu geschenkt. Dieser Glaube bedarf zu seiner Entwicklung und Reifung der Beziehungen und des Austausches der Gläubigen untereinander. Er bedarf des ständigen Austausches der Amtsträger und der Laien in der Kirche. Daß nur das Lehramt der Kirche einen Glaubensinhalt verbindlich formulieren kann, bedeutet nicht, daß der Glaubenssinn des Volkes und der tatsächlich geglaubte Glaube aller Gläubigen für die amtliche Formulierung eines Glaubensinhalts nicht von Bedeutung wären.

Das Konzil hat gegen die Erwartung vieler auf die Formulierung und Verkündigung verbindlicher Dogmen verzichtet. Die Gläubigen sollten stattdessen lernen, die Wurzeln und Früchte zu entdecken, die der Geist Gottes in ihrem Land und in ihrem Lebensbereich wachsen läßt; sie sollten lernen, davon zu leben, statt auf mitgebrachte Konserven zu vertrauen. Sie sollten nicht neue Glaubensbekenntnisse und Katechismusformeln nachsprechen, sondern sie sollten lernen, den Glauben der Kirche in Gemeinschaft mit ihr und in Treue zu ihr für ihren Lebensbereich selbst zu formulieren und durch ihr Verhalten zum Ausdruck zu bringen. Im Apostolischen Schreiben Papst Johannes Pauls II. „Über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute“ heißt es:

„Die Laien haben sogar aufgrund ihrer besonderen Berufung die spezifische Aufgabe, im Licht Christi die Geschichte dieser Welt auszulegen; ist es doch ihr Auftrag, die zeitlichen Wirklichkeiten nach dem Plan Gottes, des Schöpfers und Erlösers, zu erhellen und zu ordnen.“⁶ Ja es heißt: „Zur Erarbeitung einer echten evangelischen Unterscheidungsgabe in den verschiedenen Situationen und Kulturen, in denen Mann und Frau ihre Ehe und Familie leben, können und müssen die christlichen Eheleute und Eltern einen eigenen, unersetzlichen Beitrag leisten. Zu

dieser Aufgabe befähigt sie das ihnen eigene Charisma, die ihnen eigene Gnadengabe, die sie im Sakrament der Ehe empfangen haben.“⁷

Christlicher Glaube bleibt selbstverständlich immer an den Anfang gebunden, der ihm in Jesus Christus geschenkt ist. Er bleibt gebunden an die Entfaltung des Glaubenswissens und der Glaubenserfahrung in der kirchlichen Tradition, wie sie durch das Lehramt der Kirche bezeugt werden. Christlicher Glaube muß jedoch stets neu formuliert und zum Ausdruck gebracht werden von jenen, die als Kirche in eine konkrete Situation hineingestellt sind und eine bestimmte Wegstrecke gemeinsam bewältigen müssen.

3. Kirche als Gemeinschaft im Dialog

Papst Johannes XXIII. wollte ursprünglich ein Unionskonzil. In seiner Antrittsenzyklika „Ad Petri cathedram“ vom 29. Juni 1959 sagte er, daß zuerst das eigene Haus gereinigt und gerichtet werden soll, damit es die anderen Kirchen einlade, dorthin zurückzukehren und darin zu wohnen. Vor allem war ihm daran gelegen, daß die Kirchen insgesamt angesichts der Weltlage und des weltweiten Atheismus zu einem gemeinsamen Handeln kommen. Bald aber mußte er erkennen, daß das Ziel einer Wiedervereinigung der Kirchen in absehbarer Zeit nicht erreichbar ist. Er suchte also einen Weg, wie die Kirchen trotz formaler Trennungen und verschiedener Theologien gemeinsam handeln können: er empfahl einen Weg „zwischen den Logien“, in diesem Sinn einen Dia-log. Dieses Stichwort sollte also die Weise des Zusammenlebens und des gemeinsamen Handelns der Kirchen beschreiben, bevor sie in voller Einheit zueinander finden.

Das Stichwort Dialog ist jedoch schon

⁶ Apostolisches Schreiben „Über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute“ (1981), Art. 5.

⁷ Vgl. Anm. 6; in der Anmerkung zu Art. 5 wird auch auf die Homilie des Papstes zur VI. Bischofssynode verwiesen.

während des Konzils weit über den ökumenischen Dialog hinausgewachsen zum innerkirchlichen Dialog, zum Dialog mit anderen Religionen und Weltanschauungen, zum Dialog mit den Atheisten, ja mit allen Menschen untereinander.

Die Kirche wird im neuen Europa noch mehr als bisher eine Gemeinschaft im Dialog sein müssen. Voraussetzungen des Dialogs sind die Suche nach dem Gemeinsamen und die Bereitschaft, voneinander zu lernen. Der Dialog ist die Weise, in der Menschen in einer pluralistischen Welt trotz aller Spannungen und Differenzen in Würde miteinander umgehen können. Die Forderung des Konzils nach dem Dialog bedingt auch einen neuen Stil der Verkündigung und der Selbstdarstellung der Kirche. Das kann nicht der Stil einer einbahnigen Belehrung oder der Beantwortung von Anfragen sein. Wenn die Kirche die Botschaft des Evangeliums im pluralistischen Europa verkünden will, muß sie zunächst hören, was man sie heute überhaupt fragt. Sie muß aber auch damit rechnen, daß sie selbst von den verschiedenen geistigen Strömungen und Weltanschauungen etwas lernen kann, auch wenn diese nicht oder nur mehr sehr entfernt christliche Wurzeln haben.

4. Eine plurale Kirche

Das Konzil hat einen weiten Rahmen für die Entwicklung einer pluriformen Kirche abgesteckt. Man denke nur an die grundsätzliche Erlaubnis der Volkssprache bei der Feier der Liturgie, an die Forderung nach einer vielfältigen Inkulturation der Kirche durch Verbindung mit den verschiedenen Kulturen der Erde, an die grundsätzliche Verabschiedung der neuscholastischen Einheitstheologie zugunsten verschiedener Theologien, mit denen der eine Glaube reflektiert werden kann.

Das Konzil wußte, daß einer pluriformen Welt und Gesellschaft nicht eine uniforme Kirche gegenüber treten kann. Es bekannte sich zur Einheit in der Vielfalt und sah diese Vielfalt nicht als Gefährdung der Einheit, sondern als Reichtum an.

Vielleicht wird gerade die Bereitschaft zu einer pluralen Kirche in vielfältigen Inkulturationen zu einem entscheidenden Prüfstein des Glaubens für die Kirche selbst. Wer keinen vertrauenden Glauben hat, versucht ihn durch Maßregelungen zu ersetzen. Wer dem Geist Gottes nicht traut, der verläßt sich lieber auf Machtausübung und Gehorsamsforderungen. Die Kirche in Europa wird bedenken müssen, daß alle politischen Systeme auf diesem Kontinent gescheitert sind, die das Volk mißachtet haben. Das war vor 200 Jahren so, als sich bei der Französischen Revolution das Volk mit der Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ gegen die Machthaber erhob und sich leider die Kirche weder diesen biblischen Forderungen noch der Volkserhebung wirklich stellte.⁸ Sie wird bedenken müssen, daß die Parole, mit der die Diktaturen im Osten niedergezwungen wurden, lautete: „Wir sind das Volk“. Die Amtsträger der Kirche werden im neuen Europa ganz besonders daran gemessen werden, wie ernst sie das Volk nehmen, das nicht ihr Volk, sondern das Volk Gottes ist, „ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde“, wie es im 1. Petrusbrief heißt (1 Petr 2,5).

5. Kirche als Mysterium

Das erste Kapitel der Konstitution über die Kirche trägt die Überschrift „Über das Mysterium der Kirche“. Es wäre ein fatales Mißverständnis der Kirche als Geheimnis, würde man daraus schließen, daß sie der

⁸ Vgl. G. Winkler, Zur Religiosität der Französischen Revolution, in: ThPQ 137 (1989) 219–227.

rechte Ort für Geheimbünde, Geheimdiplomatie und Geheimarchive sei. Die Kirche hat ihr Geheimnis nicht zu verheimlichen, sondern zu verkünden, denn ihr ganzes und unergründliches Geheimnis ist, daß Gott sie liebt und daß er sie zu einem Zeichen — das heißt Sakrament — seiner Liebe zu allen Menschen gemacht hat.

Dem Wort nach weist „Mysterium“ darauf hin, daß die Selbstmitteilung Gottes in Christus, in welche die Kirche auf ihre Weise einbezogen ist, letztlich noch verhüllt und nur dem Auge des Glaubenden zugänglich ist. Die Wortbedeutung von „Geheimnis“ hingegen stellt an die Kirche eine wichtige Frage. Ge-heim bedeutet ursprünglich: was zum Heim gehört, was vertraut ist wie das eigene Heim. In diesem Sinn sagt Gotthard Fuchs: „Rätsel werden gelöst; Geheimnisse werden bewohnt.“⁹

Die Beschreibung der Kirche als Geheimnis stellt also die Frage nach der Bewohnbarkeit der Kirche, die wir bilden. Wie viele Menschen kann man in der Kirche finden, bei denen man daheim sein kann? Ich meine das nicht im Sinn bloß emotionaler Zuwendung. Gemeint ist vielmehr die Frage nach Menschen, die selbst verankert sind und daher anderen einen Halt geben können, die selbst beheimatet sind und also andere beheimaten können.

Der Weg zur Kirche beginnt für alle Menschen so wie der Weg der ersten Jünger zu Jesus, nämlich mit der Frage: „Rabbi, wo wohnst du?“ Er antwortete: „Kommt und seht.“ Da kamen sie mit und sahen, wo er wohnte. Und sie blieben jenen Tag bei ihm (vgl. Joh 1,38—39). Die entscheidende Frage bei einer Neu-Evangelisierung wird daher lauten: Kirche, wo wohnst du? Bewohnst du dein Geheimnis? Dann trau dich zu den Menschen in Europa sagen: Kommt und seht.

In diesen fünf Elementen, die das Konzil als Ereignis beschreiben, hat die Kirche ihren „genetischen Code“ entdeckt, die Formel zur Kirchenbildung in dieser und in der kommenden Zeit. Was nicht diesem genetischen Programm entspricht, wird abgestoßen wie ein fremdes Organ. Nur nach diesem Code läßt sich ein Programm der Neu-Evangelisierung und der Inkulturation der Kirche in das neue Europa entwickeln.

III. Christsein im pluralistischen Europa

Bisher war mehr die Rede von der Kirche und ihren zukünftigen Aufgaben in Europa. Jetzt soll noch vom einzelnen Christen gesprochen werden, wie er mit seinem Glauben zurechtkommt und unter den geänderten Verhältnissen aus seinem Glauben leben kann.

1. Der Einzelne ist wichtiger als die Institution

Für die Vermittlung des Glaubens wird in Hinkunft das Zeugnis vieler einzelner wichtiger sein als das Funktionieren der Institution. Freilich, der einzelne Christ wird in dieser pluralistischen Welt nur bestehen können, wenn er selbst in einer lebendigen Gemeinde verwurzelt und von ihr getragen ist. Doch das ist etwas anderes als Vertrauen auf den Apparat, auf die Institution. Institutionen erzeugen Mißtrauen. Der europäische Mensch ist schon allzu oft unter die Räder von Systemen und Institutionen geraten. Nicht der Panzer des Goliath wird die Kirche befähigen, das Evangelium auszubreiten, sondern die Beweglichkeit und das Vertrauen des David. Nicht eine Perfektionierung der Organisation, eine noch größere Ausstattung und Technisierung der Institution Kirche wird überzeugend wirken, sondern die Überzeugung des Einzelnen —

⁹ G. Fuchs, Der hundertste Name Allahs, in: KatBl 115 (1990) 12.

unabhängig davon, wer oder was er in der Kirche ist. In dieser Hinsicht sind wir alle einer in Christus Jesus. „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau“, heißt es im Galaterbrief (3,28), und ich füge hinzu: in dieser Hinsicht gilt nicht mehr die Unterscheidung in Laien und Amtsträger. Die Menschen in Europa werden nicht fragen, welchen Rang innerhalb der Kirche derjenige oder diejenige haben, die ihnen das Evangelium verkünden, sondern sie werden darauf achten, was das Evangelium aus ihnen gemacht hat. Es wird nicht so sehr die Frage sein, wie viele Laien, Priester und Ordensleute sich *für* die Kirche engagieren, sondern was sie *als* Kirche sagen und tun.

2. Der dritte Weg zu glauben

So heißt ein Buch des Luzerner Theologen Alois Müller.¹⁰ Er zeigt darin die zwei Reaktionen auf, die es auf die gegenwärtige Krise in der Kirche gibt: einerseits die angstvolle und zugleich machtbetonte Selbsteinschließung in traditionelle Lehr- und Ordnungsgefüge der Kirche, andererseits die Auslieferung des Glaubensdenkens an verschiedene Zeitströmungen, verbunden mit einem Identitätsverlust des Christlichen. Müller entwickelt sechs Kriterien zur Identität des christlichen Glaubens: Dieser ist ein Bibelglaube, ein Glaube an den Schöpfergott, an die Gotte Sohnschaft Jesu Christi, an die Fortdauer des göttlichen Wirkens in der Welt nach der Auferweckung Christi, Glaube an eine Vollendung von Schöpfung und Menschheit. Er besteht schließlich in einer Ausrichtung des Lebens nach einer Ethik, die ihre Maßstäbe von Gott bezieht. Das ist nach Müller der „dritte Weg“: Ein kirchlicher Glaube „auf den sechs Säulen der

christlichen Identität, . . . verbunden mit der gewissenhaften Offenheit für jede Erkenntnis und der Dialogbereitschaft mit allem redlichen Denken und allen redlichen Menschen. Diesen Weg kann es vom christlichen Glauben her geben, muß es von der Sendung der Kirche her geben. Ob es ihn gibt und geben wird, hängt von den Christen ab, die sich dafür entscheiden, ihn zu gehen.“¹¹

3. Christen, die in tiefere Zusammenhänge einweisen

Das neue Europa hat viele Sorgen und Probleme, aber auch einige Ideale. Es wird die Christen daran messen, ob und wie sie dazu helfen, daß diese Ideale verwirklicht werden.

Europa hat das Ideal der *Freiheit*. Man wird auf die Christen schauen, ob und wie sich an ihnen das Wort erfüllt: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8,32). Die Christen werden sich nicht nur für ein Europa einsetzen müssen, in dem die Menschen und Völker in Freiheit leben können, sie werden auch an sich selber und durch sich selber zeigen müssen, von welcher Art die Freiheit ist, zu der das Evangelium befreit. Sie werden in dem höchst pluralen Stimmengewirr derer, die von Freiheit reden, die Stimme des Evangeliums hören lassen und zur Geltung bringen müssen.

Europa will den *Frieden*. Die Christen werden sich dafür einsetzen müssen, daß die Menschen und Völker in Europa in Frieden leben können. Sie müssen freilich auch darstellen, was *der* Friede ist, „den die Welt nicht geben kann“.

Europa hat ungeheure *Umweltprobleme*. Die Christen werden sich für deren Lösung engagieren müssen. Sie werden aber auch zeigen können, daß die Lösung dieser Fra-

¹⁰ A. Müller, *Der dritte Weg zu glauben*, Mainz 1990.

¹¹ Müller, *Weg* 106.

gen nicht nur in organisatorischen und wirtschaftlichen Maßnahmen bestehen kann, sondern ihre tiefsten Motive daraus gewinnt, daß die Welt und Umwelt als Schöpfung in den Blick kommen.¹²

Europa will die *Lebensbedingungen für die Menschen verbessern*. Es will wirtschaftliche Integration, politische Zusammenarbeit, offene Grenzen und eine gerechte Sozialordnung. Die Christen können sich mit ganzem Herzen und aus tiefster Überzeugung für diese Ideale einsetzen. Es darf ihnen aber nicht nur darum gehen, dieses Leben und die Lebensbedingungen zu verbessern. Sie wissen auch von einem Leben, das aus dem Tod entsteht, und sie wissen, daß sie alle auf den Tod Christi getauft sind (vgl. Röm 6,3). Sie

werden auch „Gottes fremde Sprache“¹³, die Sprache des Leids zu verstehen versuchen und ihr Gehör verschaffen gegenüber vordergründigen Beglückungsbotschaften. Die Christen werden wissen müssen, daß sich die Botschaft des Evangeliums nicht elegant einfügen läßt in das Konzert anderer Botschaften, die es in diesem Europa auch gibt. Die Botschaft Christi bleibt eine Botschaft vom Kreuz, „für die Juden ein Skandal, für die Heiden eine Dummheit“ (1 Kor 1,23). Wenn es uns Christen gelingt, diese letzten Dimensionen unseres Glaubens zur Sprache zu bringen, dann könnte sich das neue Europa an die Wurzeln erinnern, aus denen einst das alte Europa gewachsen ist.

¹² Vgl. den Sozialhirtenbrief der österreichischen Bischöfe (1990), aber auch das Themenheft „Die soziale Botschaft der Kirche“ der ThPQ 138 (1990), Heft 1.

¹³ L. Karrer, *Gottes fremde Sprache*. Das Kreuz mit dem Leid, Freiburg 1990.